



CHARLOTTE
FAUVE

MARC
JEANSON

DAS
GEDÄCHTNIS
DER
WELT

a

aufbau

Vom Finden
und Ordnen der
Pflanzen



CHARLOTTE
FAUVE

MARC
JEANSON

**DAS
GEDÄCHTNIS
DER
WELT**

a

aufbau

Vom Finden
und Ordnen der
Pflanzen

Über das Buch

»Eine Hymne an die Natur.« *Le Point*.

Der junge Botaniker Marc Jeanson leitet das größte Herbarium der Welt: ein magischer Ort mitten in Paris, der das Wissen von Jahrtausenden birgt. Gesammelt von Naturforschern wie Lamarck und Linné, die die Flora im 18. Jahrhundert erstmals kartografierten.

In »Das Gedächtnis der Welt« nehmen uns Marc Jeanson und Charlotte Fauve mit auf die Expeditionen der großen Gelehrten - und auf die eigene abenteuerliche Suche nach unbekanntem Pflanzen, die benannt und vor dem Vergessen bewahrt werden wollen. Ein Buch voller Poesie, das die Augen dafür öffnet, wie das Leben der Pflanzen untrennbar mit dem unseren verbunden ist.

Über Marc Jeanson und Charlotte Fauve

Marc Jeanson ist promovierter Botaniker. Bis 2013 leitete er das Herbarium von Montpellier. Er ist Direktor des größten Herbariums der Welt am Nationalen Museum für Naturgeschichte in Paris und seit November 2019 Direktor des Botanischen Gartens von Marrakesch.

Charlotte Fauve ist Landschaftsarchitektin, Journalistin und Autorin von Dokumentarfilmen.

Elsbeth Ranke, Jahrgang 1972, Studium der Romanistik und Angewandten Sprachwissenschaft. Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen, u.a. Erin Hunter, Frédéric Lenoir, E.O. Wilson, Dave Goulson, Lewis Wolpert, Hélène Beauvoir. André Gide-Preis 2004.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

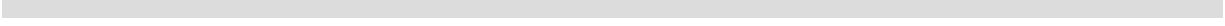
- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!



Marc Jeanson


Charlotte Fauve

Das Gedächtnis der Welt

Vom Finden und Ordnen der Pflanzen

Aus dem Französischen von Elsbeth Ranke

Mit Illustrationen von Nils Hoff

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch
Newsletter

Prolog

Inhalt

Epilog

Dank

Bibliographie

Index der Illustrationen

Impressum

Für Marguerite,
für Pascal,
für Madison,

und herzlichen Dank an Marion.

Herbar: Blätter zwischen zwei Blättern

Prolog

Es war immer mein Traum, einmal in einem Treibhaus zu schlafen - und New York, die Stadt aus Glas und Stahl, half mir, diese verrückte Idee zu verwirklichen. Ich mochte das New Yorker Licht, die Risse, die die Spitzen der Wolkenkratzer in den Himmel reißen, die Gewitter, die sommers den Asphalt aufsprengen, Gullys und U-Bahneingänge überschwemmen. Ich mochte den Central Park, diesen Wald mitten im Hochhausdschungel, dieses ständige Tauziehen zwischen Natur und Urbanismus. Oft wundern sich die Leute, dass ich so viel für das Städtische übrig habe, aber vielleicht macht einen Pflanzenliebhaber gerade aus, dass er Pflanzen überall findet und sich auch überall mit ihnen umgibt. Denn innerhalb weniger Monate holte ich die üppige Fülle aus den Treibhäusern des New Yorker Botanischen Gartens in meine leere, kleine, aber helle Wohnung.

Im botanischen Garten von Montpellier handelte sich der Naturforscher Commerson im 18. Jahrhundert seine Entlassung ein, weil er in zu großem Stil Samen und Setzlinge abzweigete. Ich verstehe ihn gut, kenne diese Anfälle akuter Plantomanie - zu gerne hätte ich die Gabe,

jedes Samenkorn zum Keimen zu bringen, einfach nur, um zuzusehen, wie es unter meinen Händen aufgeht, seinen zartgrünen Schleier ausbreitet. Als ich einmal so einen Spross beobachtete, wie er sich in den Stadtdschungel reckte, entdeckte ich prompt eine neue Palmenart, *Caryota angustifolia* *Zumaidar & Jeanson* – Schmalblatt-Fischschwanzpalme lautet der Name, den ich ihr gegeben habe.

Ich, Marc Jeanson, bin »Pflanzenerfinder« – so hätte man meinen Beruf jedenfalls im 18. Jahrhundert genannt. Mir widerstrebt der hochstaplerische Beigeschmack daran, denn wir Botaniker erfinden nichts, keine großartigen Maschinen oder neuen Prozesse; wir erkennen einfach nur das Besondere im unerschöpflichen Katalog der Lebewesen, den die Natur vor unseren Augen vorbeiziehen lässt. Schön finde ich aber, wie das Wort vom Erfinder die Macht der Phantasie in Gang setzt: Meine *Caryota* etwa, die ich mitten in den Bronx ge- und erfunden habe, stammt aus Sulawesi, der indonesischen Insel in Form eines krummen Dreizacks. Es ist ein Stückchen Erde voller zerklüfteter Berge und dichter Urwälder mit mannsbreiten Blättern. Mehr kann ich dazu nicht sagen, weil ich nie dort war. Diese Palme, deren Besonderheit bisher noch niemand beschrieben hatte, fand ich nicht etwa auf der Straße, sondern im Archiv des New Yorker *Steere Herbarium*. In

Herbarien ruhen wertvolle Schätze, manchmal braucht man deshalb gar nicht die Zeitzone zu wechseln, um eine neue Art zu entdecken. Von Sulawesi werde ich trotzdem weiter träumen. Ich weiß nicht, ob meine prächtige Palme dort immer noch wächst. Die Stahlkiewer der Bulldozer interessieren sich nicht für die Pflanzenvielfalt zerklüfteter Steillagen: Sie roden die Hänge für Palmölplantagen.

Ich lebe nicht im 18. Jahrhundert. Ich gehöre ins Jahrhundert des Tempos und der Flugzeuge, ich verlasse Paris um sechs Uhr morgens bei 5 °C, um nach ein paar Stunden Flug und einem eingeschweißten Snack in Jakarta zu landen. Ich bekomme nichts mit von der Durchquerung der Tropen, von der langsam schwüler werdenden Luft, von der Umkehrung der Meeresströmungen im Schäumen von Gischt und fliegenden Fischen. Gestern pflückte man, wie man atmete, heute ist der Zugang zur Biodiversität durch internationale Abkommen versperrt: Vor dem Wald aus Bäumen erstreckt sich der Wald der Genehmigungen, Sammelerlaubnisse, Ausfuhrbestimmungen. Alles ist formal geregelt, mein Gelände sind heute mehr Verwaltung und Bürokratie als die Urwaldpisten: Ich ertrinke im Papierkram, verirre mich im Labyrinth des Internets. Was da vom Botaniker noch übrig ist? Vielleicht diese unwiderstehliche Lust, dieser Reiz des Pflanzlichen, der mich irgendwann an meinem Arbeitstag den Blick heben oder eher senken lässt auf den kleinen Garten, der auf mein Fenster überbordet, auf diese *Rhipsalis*, die ihre Zweige bis unter meine Füße reckt. Draußen schweifen meine Augen ständig umher, über den Trieb, den ich unter einem Mopedrad klemmen sehe, auf die Blattrosette, die mich am Metroaufgang aufmerken lässt. Sieh an, ein

Schmalblättriges Greiskraut, glücklich und zufrieden in seinem Riss im Fußweg. Und da eine junge Paulownie, die sich, drei Blätter voraus, aufmacht, die Stadt zu erobern. Ganz von selbst mogeln sie sich in den Raum, der ihnen nicht geschenkt wurde, froh wie ein König, Herrscher in diesem großen Pflanzenreich, das mich seit jeher so fasziniert.

Während ich diese Seiten schreibe, listet World Flora Online allein 400 000 Arten von Gefäßpflanzen, also Pflanzen mit Sprossachsen, Blättern und Wurzeln. Das ist keine endgültige Zahl; sie steigt ständig und regelmäßig an. Morgen werden wieder ein oder zwei neue Pflanzen entdeckt werden.

Dabei waren bis Ende des 16. Jahrhunderts nur ein paar Tausend Pflanzen erfasst.

Der Ort für dieses exponentiell steigende Wissen ist das Herbarium, genauer mein *Herbarium parisiensis* ganz hinten im *Jardin des Plantes*, dem Sitz des französischen Naturkundemuseums (*Muséum d'histoire naturelle*). Die Pariser kennen weder seinen Namen noch wissen sie um seine Existenz. Sie ahnen nicht einmal, dass ein Großteil von allem, was auf der Erde wächst, dort dokumentiert ist in einer riesigen Anhäufung von Pflanzenwissen: acht Millionen Belege, über die meine Kollegen und ich mit aller Sorgfalt wachen. Unser Team ist Erbe von über 350 Jahren Abenteuer und Forschung, ein drei Jahrhunderte langer Hindernislauf, gespeist aus dem Drang, eine Bestandsaufnahme des Lebens vorzunehmen. Und so machten sich die Reisenden mit Leib und Seele an die Durchforstung eines Forschungsgeländes von so riesigen Ausmaßen, dass wir bis heute noch kein Ende sehen.

Ich glaube, man muss ein Stück weit Weltenbummler sein, um Botaniker zu werden, man muss das Gelände mögen, die Wolken, den Matsch. Die Namensgeber der Pflanzen erhoben die Lust am Vagabundieren in den Rang einer Wissenschaft. Ich stelle mir gern vor, wie sie mit zerkratzten Waden und der Lupe zwischen den grün verfärbten Fingern durch die Jahrhunderte streifen wie meine Kollegen beim jährlichen Betriebsausflug. Alle wandern fröhlich durch den Wald von Athis-Mons westlich von Paris. Für eine Strecke von zwei Metern brauchen sie zwei Stunden, die Nase im Wind und die Augen auf den Boden geheftet, und in der Verzückung über das eigene Steckenpferd kümmert sich keiner mehr darum, wie der Nebenmann vorankommt.

Da ist Tournefort, der Spötter und Witzbold, der das Moos von den Felsen kratzt, um seine Miniatursammlung zu bereichern. Er trifft auf Adanson, der mit rührendem Wahn seinen Gesprächspartner in ellenlange Beschreibungen verwickelt, und plötzlich wird einem schwindelig beim Anblick einer Kamille am Rand eines Grabens. Und Lamarck, der sympathische Pechvogel, den Napoleon zu Tränen reizte; ich stelle ihn mir vor mit Bestimmungsbuch in der Hand und dem Blick in den Wolken, die er als Erster benannte. Dann der einarmige Botaniker Pierre Poivre, der seine Ernte im Futter seines Mantels verschwinden lässt. Und näher bei uns ist da noch

Léon Mercurin, dieser penible Postbeamte, der sein Geheimnis mit ins Grab nahm: ein Herbarium mit lichtechten Farben, rotwangigen Stockrosen, ewigen violetten Veilchen. Nicht zu vergessen Monsieur Aymonin, der mit schwingendem Spazierstock seinen illustren Vorgängern hinterherhumpelt und den Wandertrupp abschließt.

Da gehen sie, die Pflanzenerfinder, eine Parade der Begeisterten, und über ihnen wirbelt eine Handvoll Blätter auf, die Sie gleich lesen werden, eine Auswahl nach Gefühl und Willkür, meine Ernte aus den Erinnerungen dieser märchenhaften Equipage.

Ich selbst bin aufgewachsen in der Gegend von Reims, zwischen den endlos wogenden, mit Pestiziden durchtränkten Getreideflächen und den Weinbergen der Champagne. Mein Elternhaus stand am Ufer der Ardre: Es ist keine uninteressante Landschaft, ein kleines Winzertal mit Wäldern und Seen.

Als Kind reiste ich wenig. Die Ferien zogen sich wie eine Römerstraße durch das üppige Grün der sommerlichen Champagne. Ich träumte unter den Weinspalieren, in den Armen der Süntel-Buchen, in der Kühle ihrer flaumigen Blätter. Ich döste am Ufer des kleinen Flusses, auf dem warmen Kalkstein des Trockenrasens, lag bis zum Hals zwischen Gräsern und wimmelnden Insekten. Ich spähte nach dem Blau der Wegwarten, dem rosa Blutweiderich, dem Flaum der Rohrkolben.

Nie war ich weit weg von einem Teich: Mich interessierte stehendes Wasser, am meisten, wenn es faulig war. Der Schlamm war meine Schatztruhe, ich lebte nur für ihn, am Rand der Gewässer, und heraus kam ich nur, um meine Kleider zu trocknen und damit lästigen Fragen aus dem Weg zu gehen.

Auf dem Land gab es nur wenige Stellen, die sich selbst überlassen waren. Die Wälder wurden bewirtschaftet, die Felder bebaut. Wildnis gab es nicht mehr, bis auf die

Feuchtgebiete, in denen ich noch staunen konnte: über merkwürdige Mischwesen zum Beispiel, Insektenstäbchen, die aussahen wie Zweige und die die Karten von Tierischem und Pflanzlichem neu mischten. Die Teiche wimmelten von Leben, meine Tage verbrachte ich dort allein und im Wasser: Mit meinem Kescher hockte ich im Schilf und hoffte, dass etwas passierte, dass der Laubfrosch quakte oder der Eisvogel auf den Stichling niederstieß – ein hübscher, aber sehr stacheliger Fisch, der einzige in Europa, der ein Nest baut. Im beginnenden Sommer wachte das Fischmännchen mit dem rötlichen Bauch und den blauen Augen, mit denen es die Weibchen bezirzt, argwöhnisch über das Algenversteck, in dem seine Eier lagen. Der Eisvogel war nicht der einzige Räuber, der es auf sein türkises Gewand abgesehen hatte: Auch ich setzte ihm ausdauernd nach, versuchte im trüben Wasser seinen dreistacheligen Rücken zu orten. Der Stichling war nicht leicht zu fassen, ich warf meinen Kescher ins Leere und verfehlte ihn oft. Ich fing daumengroße Frösche und jagte Jungfische. Ich tauchte die Hände in den Schlamm und schloss sie um Larven und Würmer, deren Namen ich nie erfahren sollte. Auf dem Heimweg verbarg ich unter meiner Jacke ein Glas mit einer bräunlichen Brühe und blauen Blitzen darin. Die Aquarien hinter den Vorhängen meines Zimmers füllten sich.

Zurück in der Schule saß ich krumm vor
Bauchschmerzen in der Krankenstube, und der Schularzt
fragte mich verblüfft, ob ich kürzlich in die Tropen gereist
sei. Ohne es zu wissen, war ich zum Entdecker geworden.

Als ich ganz klein war, war ich ein scheues Kind: Bis auf wenige Ausnahmen machten Menschen mir Angst. Wenn jemand an der Haustür klingelte, rannte ich in mein Versteck zwischen den Gemüsebeeten.

Vor fremden Menschen lief ich davon, aber mit dieser Flucht riskierte ich, auf mein anderes Angstobjekt zu treffen: auf fliegende Insekten, die ich vom Teich zwar kannte, an die ich mich aber nicht zu gewöhnen vermoche. Obwohl das Größenverhältnis auch für einen Dreikäsehoch eigentlich günstig ausfiel, blähte meine Angst sie auf ein Vielfaches ihrer wahren Größe auf. Einen Teil meiner frühen Kindheit verbrachte ich so unter den Rieseninsekten des Karbon-Zeitalters, musste mich vor Libellen mit glasklaren Hubschrauberblättern in Sicherheit bringen und begann zu kreischen, wenn ein Bremsen-Zeppelin auf mich zuraste. Ich verzichtete deshalb nicht auf Ausflüge zu den stehenden Gewässern, aber ich blieb wachsam: Schließlich konnte jederzeit eine Blaugrüne Mosaikjungfer aufkreuzen oder ein Nashornkäfer.

Im Garten dagegen war alles friedlich. Der Zaun schuf einen Schutzraum, in dem die gezähmte Natur und ich ohne Rangeleien zusammenlebten. Hier hatte ich genug Zeit, um meine Ängste und zugleich diese Gebilde mit den seltsamen Deckflügeln zu bezwingen. Die Nase im blasslila

Himmel der Glyzinien, machte ich mich nach und nach mit all denen bekannt, die wie ich ihren Duft und ihren Schatten genossen. Da waren die Schmetterlinge mit leichten, harmlosen Flügeln und riesige schwarze Pelzkugeln, die überlaut summten. Wenn sie über mich hinwegflogen, barg ich den Kopf in den Armen und traute mich erst wieder hinauszulugen, wenn der Bomberpilot abgezogen war. Fasziniert belauerte ich das suspekte Hin und Her dieser Rieseninsekten. Im Herbst hatten sie die Blumen links liegen lassen und sich die Umrahmung meines Fensters vorgenommen. Von meinem Zimmer aus sah ich, wie diese Holzbienen (den Namen kannte ich inzwischen) sich mühten, wie sie das Holz aufnagten, um darin zu verschwinden, Mundwerkzeuge voraus in den Tunnel, den sie gegraben hatten. Es waren Solitärbienen. Und in ihrer Einsamkeit waren sie mir sympathisch.

Mich in der Natur aufzuhalten, wurde bald mein einziges Vergnügen.

Ich war fünf Jahre alt. Der Frühling war die Zeit der Riesenblätter, unter denen ich in seliger Unsichtbarkeit umherkroch, gedeckt vom mit Nerven durchzogenen Mantel der Rhabarberblätter. Gleichzeitig war es die Jahreszeit, in der mein Bruder die Vogelnester plünderte.

Kinder, die sich langweilen, kommen auf idiotische Spiele. Mit seiner Jungenbande stibitzte mein Bruder die Eier, und dann machten diese Hohlköpfe sich einen Spaß daraus, sie wie Murmeln an die Zäune zu werfen: Da zerbarsten sie mit einem schmierigen kleinen »Plop«. Ich beobachtete das Gemetzel, hilflos schaute ich auf die Embryonen, die in den Zaunmaschen hingen. Stumm vor Zorn ballte ich die Fäuste vor einer Babytaube mit leerem Blick. Es war mein erster großer Jähzorn, und ich glaube, er bläht sich bis heute.

Mit acht bekniete ich meine Mutter, damit sie einen Scheck an Greenpeace schickte: Ich wollte die Delfine vor den Treibnetzen retten. Außerdem zog ich mit in Milch getunkten Brotkrumen jede Menge Vogeljunge auf, die aus dem Nest gefallen waren. Ein Schwarm übergewichtiger Spatzen wirbelte mir um den Kopf und kleine Amseln, die so wohlgenährt waren, dass ihre Flügel sie kaum in der Luft hielten. Wenn das Telefon klingelte, war es immer für mich: Ich rannte dem Igel zu Hilfe, der unter den

Rasenmäher geraten war, oder barg den Leichnam der Ringelnatter, die am Dorfausgang ein Auto überfahren hatte.

Mich faszinierte das lebhaftes Tierreich, während das nur vegetierende Pflanzenreich mich gleichgültig ließ. Alles, was fraß, sich regte, hypnotisierte mich. Der Rest, all das Grün, war nur Kulisse.

Eines Morgens, während ich in der Schule war, hüpfte eine Kröte aus meiner Zimmertür. Sie hopste in kleinen Sprüngen den Flur hinauf in Richtung Katastrophe. Denn nun hatten meine Eltern genug. Alle Aquarien und sämtliche Pflanzen verschwanden aus meinem Zimmer.

Ich war am Boden zerstört. Wie hatten sie nur von mir verlangen können, meine Tiere zu entsorgen, nur weil sie in Sorge waren, dass ihr Wohnzimmer von einer Welle brackigem Wasser, Lurchen und Schilfrohr überspült werden würde? Dass ihre Sorge sehr berechtigt war, sollte ich erst viel später begreifen, als mein Freund Byron in New York ratlos den Blick über Hunderte Topfpflanzen schweifen ließ, die nach und nach die Wände und Decken unserer gemeinsamen Wohnung in Beschlag genommen hatten.

Unterdessen hatten die Mangroven unter dem elterlichen Verbot dort Unterschlupf gefunden, wo man sie nicht mehr